

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gruebe

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Abdruck aller Artikel verboten

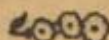
Nummer 46

Sonntag, den 14. Oktober 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. Okt. (20. Sonntag nach Pfingsten):
Gallus; Montag, 15. Okt.: Theresia; Dienstag,
16. Okt.: Gallus; Mittwoch, 17. Okt.: Hedwig;
Donnerstag, 18. Okt.: Lukas, Evangelist; Freitag,
19. Okt.: Petrus v. Antiochia; Samstag, 20. Okt.:
Johannes Baptista.



Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des Hl. Johannes 4, 46-53.

In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinab komme und seinen Sohn heile; denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komme hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da ersuchte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.



Des Pfarrers Sonntag

(Fortsetzung)

Heute lenkt also der Pfarrer seine Schritte in den Jünglingsverein. Es ist ihm immer eine Erholung, zu seinen Jungen zu gehen, unter ihnen zu verweilen, diese jungen biegsamen Saiten mit allem Hohen, Edlen zu schmücken und zu wahrer Kultur zu führen. Wieviel Ueberkommenes, Baisches, Baischverstandenes mußte aber erst hinweggeräumt werden, ehe er aufbauen konnte. Wieviele wandten sich von ihm, als sie die Opfer sahen, die sie bringen sollten, aber das Gute, Erlösende, Befreiende, Beglückende, das dahinter lag, nicht sehen wollten. Nun ist alles wieder gut, fast alle sind wiedergekommen, die sich damals von ihm abgewandt hatten, und legen Wert darauf, ihrem Pfarrer zu zeigen, daß sie nunmehr eifrige Mitglieber sein wollen. Nur einige Verlorene stehen abseits und suchen die Mitglieber lächerlich zu machen und gegen den Pfarrer einzunehmen. Allein es verfährt nicht mehr. Zudem wissen die Jungen, wie sie auf solche Anzuspörungen zu antworten haben. Es ist kaum jemals möglich, alle, die gemeint sind, in einem Verein zusammenzufassen, wie es fast unmöglich ist, ein Saatkorn ganz ohne Unkraut emporzubringen. Da kann es nur heißen, rasch zuzugreifen und das Unkraut auszureißen, damit es nicht dem Nachbarspflänzchen gefährlich wird. Unbrauchbare, gefährliche Elemente aus einem Verein ausschließen heißt nicht, sie als ganz verloren aufgeben und an ihrem ewigen Heil verzweifeln, sondern nur sie für die geplante gute Sache als unbrauchbar abweisen. Der göttliche Seiland hat in dieser Beziehung eine recht schroffe Kündigende Anweisung gegeben: Wenn dein Auge dich ärgert, reiß es aus; wenn

dein Fuß dich ärgert, hau ihn ab. Er will damit sagen, wir müssen uns unweigerlich von all dem trennen, was uns gefährlich und zur Sünde führen kann. Es ist klar, daß der Seelsorger solche unglücklichen Existenzen, deren es in jeder Pfarrei gibt, mit der Liebe des guten Hirten Jesus behandelt, sich nicht mit ihnen ganz verfeindet und sich stets einen Weg offen hält, um zu gegebener Zeit mit ihnen einen Aufnahmepunkt zu haben. So ein Jüngling zwischen 14 und 20 ist ungeheuer empfindlich. Sein Ehrbegriff ist merkwürdig entwickelt und meistens nach einer falschen Richtung hin. Da braucht nicht viel, daß er sich beleidigt fühlt und einem den Rücken kehrt. Aber auf der anderen Seite ist er auch wieder durch ein gutes Wort leicht zu gewinnen.

Eine außerordentlich wertvolle Hilfe hatte der Pfarrer an dem jungen Schuhmachermeister, der jeden Sonntag, da ihn der Pfarrer brauchte, seine Zeit dem Verein zur Verfügung stellte. Er hielt die Ordnung aufrecht, solange der Pfarrer im Vereinszimmer nicht anwesend war. Er machte mit den Jungen die Spiele, mit denen sie sich die Zeit vertrieben, lehrte sie sogar das vornehme Schachspiel, das aber nur bei einigen talentvollen Jungen sich halten konnte. Es dauerte ihnen zu lang und erforderte zu viel Nachdenken. Dagegen fanden sie mehr Unterhaltung an dem bisher noch unbekannten Salma und an mehreren anderen kurz dauernden Glücksspielen.

Den Hauptbestandteil einer Sonntagnachmittagsführung bildete die Lehrstunde des Pfarrers, die genau eine Stunde dauerte, aber aus mehreren Stunden sich zusammensetzte. Mit der Uhr vor sich hielt er die Zeit ein. Zunächst eine religiöse Belehrung über ein Thema der Männerwelt. 20 Minuten. Es wurde ein schönes Gedicht, ein schöner Aufsatz vorgelesen, den sich der Pfarrer vorher genau ausgesucht hatte, und der Inhalt kurz besprochen. Zur Abwechslung kam hier und da ein Lied an die Reihe, das durch seine Melodie, seinen Verfasser oder seine Verbreitung berühmt war. Das ganze dauerte 15 Minuten. Nun kam etwas zum Lachen. Der Pfarrer las entweder selbst vor, oder hatte in der Woche vorher einem Jungen, der sich durch schöne Vortragweise auszeichnete, das Buch gegeben und im Pfarrhause den Artikel einstudieren lassen. Er betraf ein lustiges Ereignis, eine Militärhumoreske, eine Uebersetzung und dergl. Dauer 7 Minuten. Nun waren noch 18 Minuten übrig. Davon fielen 10 auf die Besprechung und Erklärung eines Gegenstandes oder Vorganges der modernen Technik, der landwirtschaftlichen Chemie u. a. Die letzten 8 Minuten wurde gesungen und zwar die schönen Natur- und Gesellschaftslieder der Schule, und dann auch neue Marschlieder, die man bei den Ausflügen zur Hand hatte. Alle Lieder wurden auswendig gesungen und von manchen Liedern 8-10 Strophen gelernt. Ein Liederbuch war vor der Hand nicht notwendig. Es war schade, daß der Pfarrer kein Instrument zu handhaben wußte. Auch seine Stimme war nicht kräftig genug, die des modernen Schuhmachermeisters aber um so widerstandsfähiger, und so fügte sich eins ins andere und die Jungen hatten sich nach und nach einen ganz ansehnlichen Liederchatz angeeignet, der einen wirksamen Damm gegen die oft schmutzigen Soldatenlieder errichtete.

Jede Gemeinheit, jede niedrige Gesinnung in Wort und Tat, die den Jungen aus dem Leben der Umgebung bekannt geworden war, wurde als solche gekennzeichnet. Das Vaster des Cigarettenrauchens wurde nicht geduldet. Die Jungen sollten lernen, daß es für den Sonntag eine

eblere, gesündere Erholung gibt als rauchen und im Wirtshaus sitzen.

Durch den freien Sonntag, der dem Arbeitssonntag folgte, hatten die Jungen Gelegenheit, ihre im Verein vorgebrachten Grundsätze zu betätigen und dem Pfarrer zu beweisen, daß diese nicht auf Sand gebaut waren. Noch manche Rohheit, Schwachheit und Unbeständigkeit mußte er beobachten, aber er sah auch die Saat langsam heranreifen, die er in die Furchen ausgestreut und das machte ihn glücklich und zufrieden. Seine Gedanken gehen indes höher. Borerst hatte er sich der Jugend angenommen. Er möchte aber auch die Großen, soweit sie guten Willens sind, in den Bereich seiner Ideen ziehen. Das Wie steht bei ihm bereits fest. Nur überlegt er noch die praktischste und billigste Methode, das „Volkshaus“, das er plant, entstehen zu lassen. Soll er etwas ganz Neues bauen, oder dem schon Bestehenden neue Formen geben? Inzwischen ist die Sache nicht so eilig. Kommt Zeit, kommt Rat. Er wird dann schon das Rechte treffen.

Nach seiner Lehrstunde verweilt der Pfarrer noch einige Minuten unter seinen Jungen, die er dann der Obhut seines Stellvertreters überläßt. Immer wieder muß er mit Dank gegen Gott diesen jungen Mann betrachten, den ihm die Vorlesung geschickt, und der mit außerordentlichem Takt und Geschick seines Amtes waldet. Anfangs befürchtete der Pfarrer, dieser möchte als Einheimischer bald seine Autorität eingebüßt haben. Das war jedoch nicht der Fall. Den Jungen war er ein ganz Fremder, da er fast 15 Jahre von zu Hause abwesend war, jedoch er sogar die rheinische Sprache handhabte. Im übrigen aber verstand er es meisterlich, die Jungen zu zügeln und Scherz und Uebermut nie so weit kommen zu lassen, daß die Rohheit anfang. Heute machte er mit ihnen noch einen kleinen Marsch von zwei Stunden nach einem Zielort im Walde. Bei regnerischem Wetter und im Winter hat er noch Gelegenheit übergenug, im Vereinszimmer stille erholende Sonntagsstunden zu verbringen und vassende Unterhaltung zu pflegen.

Es wird gegen 1/5 sein, als der Pfarrer heimkommt. Noch steht das Brevier aus, das jedem Priester streng befohlene tägliche Gebet. Sonntags hält es schwer, alles zur gewohnten Zeit zu erledigen. Der mannigfache Dienst wirft die ganze Zeiteinteilung über den Haufen. Da muß also für das Brevier der günstige Augenblick abgewartet werden, sonst steht am Abend noch alles wie am Morgen da und lastet schwer auf dem Ermüdeten. So nimmt also der Pfarrer sein Brevier zur Hand und erfüllt die Hl. Pflicht.

Im Schulhaus droben hat der alte Lehrer seine Wohnung. Ueber 30 Jahre unterrichtet er an hiesigem Orte. Der Pfarrer hält es für seine Aufgabe, heute mal wieder diesem verdienten Herrn seinen Besuch zu machen. Er ist ein einsamer Mann geworden, dazu schweigsam und gedrückt. Seine Frau ist vielleicht noch gedrückter, denn Schweres hat sie der Herr kosten lassen, und noch tragen sie an der Last. Ihre vier Kinder und deren Schicksal, das ist es, was ihren Lebensmut geknickt und sie zu den Schreien, Einsamen gestellt hat. Die Kinder sind draußen in der Welt und selten kommt eine Botschaft von ihnen in das Schulhaus daheim. Statt dessen kommt heute der Pfarrer mit heiterem Blick und sonnigem Herzen und setzt sich zu den zwei Alten und bringt ihnen den Sonnenschein und die Hoffnung und die alles verklärende, alles vergebende Liebe. Ach, der Mensch braucht ja so wenig, um dem Leben wiedergegeben zu werden. Oft nur ein Wort, ein freundlicher Blick, eine Besäßigkeit, ein Scherz,

ine Aufmerksamkeit, und warm schenkt wieder die Sonne ins Herz und weckt dort noch andere Gedanken und Kräfte zu neuem Leben. Hier, Herr Lehrer, eine Cigarre! Damit überreichte der Pfarrer das Etui aus der Lehrer nahm eine heraus und stellte die lange Pfeife in die Ecke. Frau Lehrer bat um die Erlaubnis, die Kartoffeln weiter zu schälen, was ihr selbstredend gestattet wurde, und dann erzählte der Pfarrer von seinen Jungen, von seinen Jungfrauen und der braven Lehrerin, und was er sich für die Pfarrei in der Zukunft verspreche. Da wurde es wieder hell in den Herzen der beiden hartgeprüften Alten und sie vergaßen ihr Leid und dankten innerlich dem Pfarrer, daß er gekommen war und die Sonne mitgebracht hatte. Mit großer Befriedigung konnte der Pfarrer den Heimweg antreten. Sein letztes Seelsorgswerk galt ja dem Nächsten und seiner Not.

Das Abendessen entschädigte nunmehr den leidlichen Menschen für die reiche Arbeit des Segens. Aber die Sonne steht noch hoch am Himmel. Noch eine ganze Stunde glänzt der Kirchthurm im Scheine des untergehenden Westens. Da brängt es den Pfarrer, der großen Sonne seines Lebens, Jesu im allerheiligsten Sakrament, einen Sonntagsabschiedsgruß zu sagen. Er betritt die Kirche. Kein Mensch ist anwesend. Um den Hochaltar lagert noch die Weihrauchwolke vom Nachmittagsgottesdienste. In dieser Wolke brin thronen und stehen die Engel und Heiligen, die auf dem Altare angebracht sind. Sie erinnern unwillkürlich an die Schekina, jene geheimnisvolle Wunderwolke über dem Heiligtum des Alten Bundes, die der Herr als äußeres Zeichen seiner Gegenwart bei seinem auserwählten Volke hat erscheinen lassen. Ist der Priester nicht auch ein Auserwählter? auserwählt aus vielen, daß er den Namen des Herrn vor ihm hertrage und ihm ein heiliges Volk bereite. Im roten Glase der ewigen Wonne zittert das ewige Licht und malt Ringe und Kreise an die Decke. Da zieht es den Pfarrer auf die Kniee. Vorn im ersten Stuhl läßt er sich nieder und faltet die Hände. „Jesus im heiligen Sakramente, ich begrüße dich, — ich bete dich an, — Herr, es will Abend werden — draußen in der Natur — hier in deinem Heiligtum — aber nicht in meinem Herzen brin — dort soll es lichter Tag bleiben, solange es schlägt. — Herr Jesu, ein Gnadenstag geht zur Reize. — Daß Dank für das mannigfache Gute, das ich heute in deinem Volke tun durfte. — Daß deine Gemeinde erstarke in allen Tugenden. Gib Gnade und Kraft der Jugend, daß ihr Willen vom Tan begleitet sei. — Daste fern von deinen Mäuligen, das Laster der Unzucht. Jede Familie wandle rein und untadelig in deinen Augen und erziehe ein starkes Geschlecht, Gott und allen guten Werken zugetan. — An mir aber, deinem unwürdigen Knechte, daß du heute wieder Barmherzigkeit gütst. Genährt hast du mich mit deinem heiligen Fronleichnam und mach dein heiliges Opfer darbringen lassen. Dank, mein guter Jesu. — Was soll ich dir wiederbringen? — Mein Herz schenke ich dir und meinen Willen und den Verstand. Alles an mir soll dir gehören. — Für dich will ich leben und atmen, kämpfen und leiden. Amen.“

Der Priester hält inne. Sein Geist schwebt in die Ferne, 50 Jahre zurück. Da sah er sich umgeben von der Liebe einer sorgenden Mutter, eines edlen Vaters. Schon lange ruhen ihre Leiber auf dem Gottesacker der fernem Heimat. Aber oft eilt des Pfarrers Seele ins Elternhaus, wo er den Fuß des Herrn vernahm, ins Heiligtum zu treten, und in dankbarer Erinnerung weiht er einige Aue der Seelenruhe derer, die den Beruf zum Priestertum in ihm so treu gepflegt und zur Verwirklichung gebracht haben. Requiem aeternam, das ewige Licht leuchte ihnen im Jenseits.

Der Pfarrer schaut auf die Uhr. Jeden Augenblick kann der Küsterfranz kommen und den Angelus läuten. Dann wird die Kirche geschlossen. Gute Nacht denn, mein Jesus. Auch morgen werde ich wieder an deinem heiligen Tische speisen. Bewahre und bewahre meine Seele vor den Anfechtungen des bösen Feindes, auf daß ich unbeschadet an Leib und Seele das Ende dieser Nacht erlebe. — Auf dem Seitenaltar steht eine ergreifende Statue der Muttergottes von der im-

merwährenden Hilfe. Sie war von einem frommen Künstler angefertigt und vor 15 Jahren vom Pfarrer der Gemeinde als Geschenk gegeben worden. Er wendet sich gegen das Bild: Maria, Mutter und Königin, unter deinen Schutz und Schirm fliehe ich. Sei auch mir Mutter und Helferin, und in der Stunde meines Todes führe mich zu deinem Sohne Jesus. —

Da fielen die Kniee des Pfarrers. Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. So betete der Pfarrer. Sein letzter Sonntagsgruß galt der gebenedeiten Jungfrau, deren eifriger Diener er getreulich gewesen und deren Lob zu mehrern er stets als seine Pflicht betrachtet hatte.

So verlosch des Pfarrers Sonntag, schön wie das Abendrot, das im Westen noch leuchtete. Epö.



Der hl. Gallus, Apokel der Schweiz

16. Oktober.

„O wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkünden, die frohe Botschaft vom Guten bringen, die Zion sagen: Dein Gott wird herrschen.“
(Antiphon. Römer, 10. 15.)

Die kirchliche Abschiedsfeier für die zu den Seiden ziehenden Missionare macht immer einen großen Eindruck. Scharenweise versammelt sich das gläubige Volk. In heiliger Ehrfurcht schaut es zu den Männern empor. Mancherorts ist es sogar Sitte, daß die Mitbrüder den scheidenden Missionaren die Füße küssen, während der Chor die Worte singt: „O wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkünden, die frohe Botschaft vom Guten bringen, die Zion sagen: Dein Gott wird herrschen.“ In der Tat herrliche, passende Worte für diese Männer! Und warum eilt und achtet man so die Missionare? Wegen ihrer heldenmütigen Opferliebe: Schreiben für gewöhnlich auf immer von Heimat und den Lieben, ein dornenvolles Leben in der Mission und zuguterlekt wohl ein qualvoller Martirertod — gewiß ein großes Opfer! Gilt dies heute noch, dann für die Missionare der früheren Jahrhunderte wegen der ungeheuren Reise- und Lebensschwierigkeiten doppelt und dreifach. Also verdienen sie auch doppelte und dreifache Ehre und Achtung. Ein solcher Missionar war auch der hl. Gallus.

Er entstammte um das Jahr 550 einem edlen Geschlechte aus Irland, jener Insel der Heiligen. Schon früh widmete ihn seine Eltern dem Dienste des Herrn. Unter der Leitung eines Heiligen, des hl. Columban, genoss er im Kloster Bangor die damals bestmögliche Erziehung. Waren doch die Klöster in jener Zeit die einzigen Stätten für Wissenschaft und Frömmigkeit. Der Kleine lernte so gut und zeigte so frommen Sinn, daß ihn der hl. Columban später zum Priester weihen ließ und als Begleiter auf seine Missionsreisen nahm. So kam Gallus auch in sein Wirkungsfeld, in die Schweiz. Hier herrschte damals fast noch überall große Wildnis. Bei dem heutigen Wangen am oberen Rührsee predigten die Missionare zum erstenmale dem noch heidnischen Volke. Wie einbringlich sie auch sprechen mochten, von dem einen, allmächtigen Gott und seinem lieben Sohn, Jesus Christus, sie fanden kein Gehör. Erhoft über diese Hartnäckigkeit, steckte der hl. Gallus in seinem Uebereifer den Tempel der Heiden in Brand und versenkte die Opfergabe an die Götter in den See. Die erzürnten Einwohner vertrieben die Missionare, mißhandelten sie und drohten sie sogar zu erschlagen.

Auf ihrer Flucht konnten sie zur zerstörten Stadt Bregenz. Hier im Kirchlein verehrte das Volk drei eiserne, vergoldete Götterbilder. Aus Neugierde hatte sich bald eine große Volksmenge versammelt. Gallus, der nicht bloß das Latein zierlich redete, sondern auch der deutschen Sprache mächtig war, bestieg einen erhöhten Platz und predigte mit Feuererifer über die Nichtigkeit der Götzen. Wiederum riß ihn sein Uebereifer soweit hin, daß er vor aller Augen die Götzenbilder zerhackte und in den See warf. Ob dieser fähnen Tat erschreckt, entfernten sich die Leute.

Nur einige bekehrten sich, die andern grölten und schworen Rache.

Nach drei Jahren zog Columban, des unfruchtbaren Arbeitens müde, nach Italien. Gallus wollte in der Wildnis eine Einsiedelei bauen, um seine Tage im Dienste Gottes und in Ruhe vor der Welt zu beschließen. Dort, wo das flüchtige Steinach einen fischreichen Weiher bildet, glaubte er ein passendes Plätzchen gefunden zu haben. Er fügt zwei Bauskeide zum Kreuze, steckt es in die Erde, bestet sein Reliquientäschchen daran und nimmt so Besitz vom Orte. Er kniet nieder vor dem einfachen Kreuze und bittet um Gottes Schutz und Segen. Doch nun hat ihn der Altmannherzog Gunzo, „daß er seine einzige Tochter Friedburga vom bösen Geiste befreie. Schämend wälze sie sich am Boden und könne nur von vier Mann gehalten werden.“ Gallus weigert sich und flieht noch tiefer in die Wildnis hinein. Hier findet ihn ein Priester, namens Willimar und drängt ihn zum Hof. Unter Gebet und Handauflegung befreit dann Gallus die Tochter vom bösen Geist.

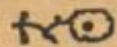
Im Jahre 615 versammelten sich die Bischöfe und Priester der Umgebung zu Konstanz, um endlich einen Oberhirten zu wählen. Auch Gallus, begleitet von seinem Diakon Johannes, mußte auf Wunsch des Herzogs erscheinen. Alle Stimmen einigten sich bei der Wahl auf Gallus. „Er ist,“ so hieß es, „ein Mann Gottes, hat einen guten Ruf, ist erfahren in den heiligen Schriften, gerecht und keusch und ein Wohltäter des Volkes.“ Gallus gab zur Antwort: „Das ist alles gut und recht, wenn es nur wahr wäre. Zudem bin ich ein Fremdling, und ein solcher darf nach dem Gesetze nicht gewählt werden. Wer mein Diakon Johannes ist ein Landeseingeborner und besitzt alle Eigenschaften. Also wählet ihn!“ Und sie folgten seinem Räte.

Glücklich, der Würde und Würde entronnen zu sein, lehrte Gallus in seine liebe Wildnis zurück. Der Herzog Gunzo und der Bischof Johannes senden ihm Werkleute. Mit ihrer Hilfe und mit Hilfe von Brüdern, die sich um ihn sammelten, legt Gallus den Grund zu dem berühmten Kloster „St. Gallen.“ Noch zehn Jahre lang weilte Gallus unter ihnen und leitete sie als Vater und Abt. Mit Klugheit und Umsicht, mit Ernst und Güte waltete er seines Amtes. Er ließ durch seine Brüder das Band entwildern: Die alten Riesenhäuser wurden abgebaut, das zahlreiche Raubwild zur Strecke gebracht, der Erdboden mit Spaten und Pflug unter vielem Schweiß urbar gemacht und zu Ackerboden bereitet. Vor allem auch nahm sich Gallus der umliegenden Bewohner an. Er lehrte sie den Ackerbau und ein geselliges Leben. Er sammelte sie ins Kloster und verkündete ihnen die Lehre der einen wahren Kirche. Er ruhete und rastete nicht, bis die wilden Wälder sich zu blühenden Fluren und die rohen Heiden allmählich zu sanften Christen bildeten. Immer weiter hinaus hob er dann die Grenzen seiner Landes- und Seelenkultur, sobald wir ihn mit Recht als den Apokel der Schweiz verehren. Das Kloster St. Gallen aber war und blieb eine Freistätte für Belehrung, Ermunterung und Hilfe in leiblichen und geistigen Nöten.

Bis in sein hohes Alter predigte der hl. Gallus und starb nach einer nur 14tägigen Krankheit um das Jahr 627.

Preis den braven, schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kutterträgern! ...
Stille Siedler, die sich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schutten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Und dem Samen zu befruchten.“
(Dreizehnlinden c. 2.)

P. B. N.



Neuheres

Glücklich, wenn doch die Mutter Natur die rechte Gestalt gab! Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling. Jeder nabelt sich gern, und jeder möchte verweilen, wenn die Gefälligkeit nur sich zur Gestalt noch gesellet.
Goethe.

*

Viel Puß ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, sei es nun im Kopfe oder im Beuge.
(Möser.)

Weggeleitet zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Vom Aberglauben II.

Dem Aberglauben gehts zuweilen wie einem unartigen, aber recht drolligen Kinde: es fällt oft schwer, ihm böse zu sein, wie es verdiente. Daher auch die verschiedenartigen Urteile über den Aberglauben. Von Goethe vernahmen wir schon, wie er sagt: Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und ist die Poesie des Lebens. Auch Stifter tritt dem Aberglauben nicht sehr feindselig gegenüber, wenn er sagt: „Aberglaube ist schöner, heiliger, kräftiger, als eine flache Kraftlosigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit nichts denkt und sie nur als Redeform im Munde führt, die er überkommen hat wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt.“ — Doch muß festgehalten werden: Nicht bloß töricht und schädlich, sondern auch

Sündhaft ist der Aberglaube. Während die Religion ihrem Wesen nach stets Erkenntnis und Dienst des höchsten Wesens ist, ist der Aberglaube eine Verfinsternung der Erkenntnis, und eine Vernehrung des höchsten Wesens. Zwischen Religion und Aberglaube besteht keine Verwandtschaft, erst recht nicht zwischen Christentum und Aberglaube. Der Aberglaube ist der Antipode über der Feind des echten Glaubens.

„Die Wahrheit soll euch frei machen“, sagt Christus. Frei machen von unvollkommenen oder verzerrten, von kindischen oder unwürdigen Gottesbegriffen; frei machen von dem Trübe, brutal heidnischer Ethik; frei machen von der Knechtschaft wüsten, blöden Aberglaubens, von finstern, menschenunwürdigen Glauben an Teufel und Gespensterwelt. Der Glaube an einen überweltlichen Gott und an höhere geistige Wesen entartet im Aberglauben zur Dämonen- und Gespensterfurcht; der Glaube an das Uebernatürliche und das Wunder wird entstellt zu der Vorstellung von einem willkürlichen Eingreifen der Gottheit in den Lauf der Natur; der Glaube an die Kraft des Gebetes und der Gnadenmittel sinkt herab zu dem Wahn, durch Zauberformel die Gottheit zur Tätigkeit nötigen zu können.

So zeigt sich der Aberglaube als das Zerrbild der Wahrheit und als den direktesten Gegensatz zum wahren Glauben. Es ist deshalb eine ungeheuerliche Behauptung, zu sagen, ein mäßiges Quantum Aberglauben schade nichts, es sei eher gut, weil das Volk dann wenigstens an etwas Uebernatürliches glaube. Der Abergläubige setzt an die Stelle gottesfürchteter Glaubenserkenntnis ein häßliches Wahngebilde. Er glaubt nicht der rechtmäßigen kirchlichen Autorität, sondern plant sich mit aller Tätigkeit an seine Wahnvorstellungen. Der Aberglaube ist aber nicht bloß der Tod des vernünftigen Glaubens, er ist auch der Tod jeder vernünftigen Kritik. Er hört auf seine Gründe, stößt die Gründe der Vernunft von sich, und damit das letzte Mittel der Rettung, das letzte Kriterium der Wahrheit. Stummlos und ohne Kompaß begibt er sich auf das wild töwende Meer des Wahnes.

Der Aberglaube in seiner Vollendung bedeutet eine Verfinsternung des menschlichen Geistes und eine Vernichtung jeglicher Energie des menschlichen Willens. Der Mensch, der ihm verfallen ist, betrachtet sich als ein den unheimlichen Mächten verfallenes Opfer, das sich nicht wehren kann. Der eingewurzelte Aberglaube macht den Menschen grausam und läßt ihn kalten Blutes Mitmenschen seinem Wahne hinschlachten. Er ist es, der die Scheiterhaufen anzündet und Tausende von Herzen verbrannt hat. Von Gott hat der Abergläubige eine höchst unwürdige Vorstellung oder er geht gar so weit, daß er sich von ihm abwendet und den Teufel um Hilfe anruft. Auf jeden Fall ist der Aberglaube eine Sünde gegen das 1. Gebot Gottes und zwar meistens sowohl gegen die innere Gottesverehrung wie auch gegen die äußere.

Mit größtem Nachdrucke sagt Gott zum Volke Israel: „Es soll keiner unter dir befunden werden, der die Wahrsager fraget und auf Träume und Vorbedeutungen achtet, oder ein Zauberer, noch ein Beschwörer, noch einer, der den Pythons-

geist befragt, noch einer, der die Wahrheit von den Toten erfragt; denn dieses alles verabscheuet der Herr, und um dieser Vaster willen wird er sie (jene Völker) vertilgen bei deinem Einzuge.“ 5. Mos. 18. — Was die Sündhaftigkeit angeht, so ist selbstverständlich ein großer Unterschied zwischen manchen abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen, an denen die Volkssitte gedankenlos hängt und dem modernen Spiritismus, der die Geister geradezu provoziert.

Entstehung und Verbreitung des Aberglaubens gaben Stoff für große Abhandlungen. Das Heidentum war zu allen Zeiten abergläubisch. Auf die Predigt des hl. Basilus in Ephesus wurden abergläubische Bücher verbrannt im Werte von 50 000 Denare — 32 000 Mark. (Vgl. 19. 19.) Aus dem germanischen Heidentum erhoben sich in dem Volksleben, in den Volkssitten und -Sagen manche abergläubische Reste. z. B. Vorzeichen, Glückstage, Unglückszahlen. — Das Indentum neigte stets zum Aberglauben. Saul hatte alle Zauberer töten lassen und dennoch besuchte er selbst am Schredensstage der Schlacht von Gelboe die Häre von Endor.

Der Rosenkranz-Königin

Es gleiten mir die Perlen
Ganz leicht durch die Hand,
Mein Geist zu dir erhoben,
Mein Herz zu dir gewandt,
Maria, du viel schöne,
Du liebe Mutter mein,
Bei der ich stets betrachtend
Will sinnend selig sein.

Es trifft im Gang des Tages
Mich oft ein kalter Wind,
Und tröstend gleit die Seele
Sich in sich selbst zurück.
Doch mag mich auch berühren,
Die Welt oft roh und rauh,
Ich weiß mich hin zu flüchten
Auf eine Rosenau.

Wo ich mit dir, o Mutter,
Und mit dem Sohne dein
Im stillen süßen Stimm
Berweile ganz allein.
Wo ich dir in die schönen,
Wüßlichen Augen schaue!
Und Mutter! Mutter! kühle
Du dir, der lieben Frau.

Und wenn ich dir in's Antlitz
Das mütterliche seh',
Dann wird es in mir Frieden,
Ich weiß nichts mehr von Weh.
So wie die Perlen gleiten,
So schwindet all mein Damm;
Der Welt bin ich gesehnen
In deinem trauen Arm.

Das Christentum ist naturgemäß ein Feind des Aberglaubens. Sein dogmatisches Lehrgebäude steht fest. Das gilt besonders vom Katholizismus, der genau weiß, wie weit die Kraft der Heilmittel, der Sakramente, der Sakramentalien und des Gebetes reicht. Wo die katholische Kirche herrscht und ihre Bildung gedeiht, da ist für Aberglauben kein Platz. Wenn sie bei den eben bekehrten heidnischen Völkern nicht sofort jeglichen Aberglauben ausrotten konnte, so darf ihr das sicher nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Die Wäste des Aberglaubens aber ist dort zu Hause, wo Unwissenheit sich breit macht und wo Unglaube und stolze Aufklärung daszepter führen.

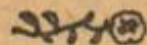
Sehr falsch ist der Satz: „Je weiter weg vom Glauben, um so gefeierter gegen den Aberglauben.“ — Es muß vielmehr heißen: „Je näher dem wahren Glauben, um so ferner allem Aberglauben.“ Wahr bleibt Pascals Wort: „Incrédulous, les ples crédules de tous.“ Immer gilt noch der alte Spruch: „Wo der Unglaube zu Hause ist, steht der Aberglaube an der Pforten.“ Der Dichter Emanuel Geibel sagt:

Glaube, dem die Tür versagt,
Steigt als Aberglaube ins Fenster;
Wann die Witter ihr versagt,
Kommen die Gespenster.

Jeden einen Glauben an eine übernatürliche Welt will und muß der Mensch haben. Verwirrt er die Aufschlüsse, die das Christentum darüber gibt, so muß er zur „intellektuellen Prostitution des Spiritismus“ flüchten. Das Herz, welches nicht mehr in einem echten Gottesglauben seine Nahrung findet, sucht anderweitige Entschädigung. Es wird ein ebenso tauglicher Wurzelgrund für Wahnbereit und Schwärmerei, wie ein brachliegender Acker für Unkraut.

Wer die Wunder des Evangeliums leugnet, glaubt um so zäher an die lächerlichen Offenbarungen und Mirakel des Spiritismus mit seinem Geisterklopfen und Tischrücken. Es ist ein offenes Geheimnis, daß in den großstädtischen Zentren des Verkehrs und der Intelligenz die Wahrsagerinnen und Gesundbeterinnen ein höchst einträgliches Geschäft betreiben. Kupplerinnen, welche Liebestränke mischen, erfreuen sich besonderen Zuspruchs aus den Reihen der „oberen Zehntausend.“ Von dem alten Schäfers Thomas Geheim- und Sympathiemittel in acht Bänden wurden in wenigen Jahren 40 000 Exemplare abgesetzt.

Der Völkeraufsteller sagt: „Die an Gott nicht glauben wollen, werden der Torheit dienstbar.“



In Gottes Namen angefangen!

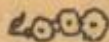
Der liebe Gott hat alle Glöden, womit er die schlafenden Menschen weckt, die Irrenden zu sich ruft.

Siehe da, Blumenglöden! Die leicht beschwingten Engel, die unsichtbar durch die lachenden Fluren wallen, ziehen sie an.

Was läuten sie? Zum frohen Brautaltar? Es ist alles so geschmückt. Kränze ringsum. Läuets ins Grab? Die schwanken Gräser lassen das Haupt sinken, verwelken, — morgen kennst du ihre Stätte nicht mehr.

Ich weiß ein anderes Glöden. Neben meinem Hause wohnte ein Schmied, rührig und arbeitsam. Der kräftige Schlag seines Hammers auf dem Ambos, während seine Rindlein noch schliefen, ermunterte mich früh am Tage zu gleichem Fleiße und hielt des Abends spät die weichen Kräfte zusammen. Aber nicht Mahner nur war mir der ehrliche Nachbar, sondern ein Prediger auch und Lütur ohne Falschheit und von Dünkel frei; denn damit begann er seine Gespräche, daß er, frei von dem tödlichen Egoismus, der auf die eigene Faust vertraut, festerlich im Kreise der frischen Gesellen sprach: „In Gottes Namen angefangen.“ Den Anführer, welcher Gott liebt, müssen die Untergebenen lieben. Und Liebe ist, wie der beste Zepher, so der höchste Tribut.

Die Kunst des Schmiedes ist wohl eine große Kunst, aber zeigt recht deutlich, wie Einsicht und Fleiß die Elemente beherrscht, und erinnert recht hell, wie im sauren Schweiß der Mensch anrängt gegen jenes: „Im Schweiß des Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ O Ringen, o Sehnen! — Mit unserer Kraft ist nichts getan; — und immer heller wird's, der Morgen hat alle Dämonen aufgeschlagen, es ist rege geworden in den friedlichen Hütten meiner Nachbarschaft. „In Gottes Namen angefangen“, sagt die Hausmutter, wenn ein größerer Kreis eine Arbeit beginnt, und die Gewalt dieses Stoßseufzers zeigt sich alsbald. Eintracht und Liebe bringt er unter die Zusammenwirkenden. Leichtsinns und Zerstreuung und hindernde Scherze sind verbannt und machen Platz dem besonnenen Ernst, dem frohen und sicheren Mut. Verdrossenheit und Ermüdung können nicht nahen, wo so nahe ist der Geist des Herrn.



Ich weiß es, daß von mir nicht stammt,
Was mich so freudig durchzittert;
Ein Strahl ist es, den du entflammst,
Ein Traum den Starren zu erschüttern.
O fahre fort, o rühr mich an,
O brich den Todeschlaf und dann,
Dann werd ich Morgenlüste wittern!

(H. v. Droste-Hörsch.)

...um Papier erspart, wird es nie eine
Papiernot in Deutschland geben